

George MacDonald
DAS ZWEITE GESICHT

Eine fantastische Liebesgeschichte
aus den schottischen Highlands



Erstmals aus dem Englischen übersetzt, bearbeitet,
fantastisch illustriert und mit einem einleitenden Märchen

ERWACHEN

von

Ulrich Taschow

AVOX VERLAG



avox fantasia

1. Auflage 2018

© Avox Verlag Leipzig 2018

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung und Bearbeitung aus dem Englischen ins Deutsche: Ulrich Taschow, Das Zweite Gesicht. Eine fantastische Liebesgeschichte aus den schottischen Highlands
Englische Originalvorlage: George MacDonald: The Portent – a Story of the Inner Vision of the Highlanders, commonly called the Second Sight

Ulrich Taschow, Erwachen – ein Märchen anstatt einer Vorrede

Illustrationen und Bilder (Cover, S. 3, 43, 141, 199, 249): Ulrich Taschow

Umschlaggestaltung: Ulrich Taschow, avox media

Foto Backcover: George MacDonald, 1870

Illustration S. 6: Edward Robert Hughes, The Wind and the Moon

Satz und Layout: Avox Verlag

www.avox-verlag.de, info@avox-verlag.de

Printed in Germany 2018

ISBN: 978-3-9369-7920-6

Wir fühlten, dass die Liebe das Tor zu einer unsichtbaren Welt ist, unendlich weit jenseits des psychischen Bereichs, in dem die Menschen sich gewöhnlich bewegen. Sie lehrte uns, alle Menschen zu lieben und für sie zu leben.

George MacDonald

Kommt dann zu ihm ein Engel, ein Mittler, einer aus tausend, kundzutun dem Menschen, was für ihn recht ist, so wird er ihm gnädig sein und sagen:

„Erlöse ihn, dass er nicht hinunterfahre zu den Toten, denn ich habe ein Lösegeld gefunden. Sein Fleisch blühe wieder wie in der Jugend, und er soll wieder jung werden.“

Er wird Gott bitten und der wird ihm Gnade erweisen und wird ihn sein Antlitz sehen lassen mit Freuden und wird dem Menschen seine Gerechtigkeit zurückgeben.

Hiob 33, 23-26

*Für Fionnuala Gill, eine wunderbare Sängerin, welche
die betörende gälische Melancholie der fantastischen
Erzählungen MacDonalds in absoluter Vollkommenheit
in ihrer Stimme trägt.*



Inhalt

Erwachen – ein Märchen anstatt einer Vorrede	9
---	----------

Das Zweite Gesicht

1. Meine Kindheit	15
2. Die Geräusche der Anderwelt – Das Zweite Gesicht	20
3. Eine schreckliche Begegnung	24
4. Die Ahnungen meiner alten Ziehmutter	27
5. Die Legende von Fearghal, Eachann und der schönen Aingeal	32
6. Der unheimliche Besucher	46
7. Die geheimnisvollen Umstände meiner Geburt	52
8. Hilton Hall	63
9. Lady Miranda	68
10. Die Geheimtür	74
11. Lord Hilton	78
12. Die Bibliothek	80
13. Die Schlafwandlerin	85
14. Erwachende Liebe	90
15. Macht und Liebe	98
16. Ein neuer Schüler	109
17. Das Geständnis	119
18. Der Fluchtplan	125
19. Eifersucht	129
20. Das Geisterzimmer	133

21. Das klirrende Hufeisen	145
22. Die Odyssee beginnt	152
23. Die Krankheit	161
24. Zurück in der Heimat	171
25. Mein treues Pferd Constancy	176
26. Deenah's Opfer	182
27. Zurück in Hilton Hall	203
29. Wiedersehen	210
30. Erwachen	219
31. Fluchtpläne	227
32. Entdeckt?	235
33. Zurück im Geisterzimmer	239
34. Die Flucht	243
35. Liebe und Freiheit	252
Nachsatz	256

1. Meine Kindheit



Mein Vater gehörte der weit verzweigten schottischen Familie der MacCampbells an und besaß ein kleines Landgut im Norden von Argyll. Aber obwohl er eine lange Ahnenreihe aufzuweisen hatte und von uraltem Adel abstammte, hatte er mit seinen ein paar hundert Hektar Land nicht viel mehr als andere Bauern der Gegend. Ein grasbewachsener, teils felsiger Berg und ein schmaler Ackergürtel an seinem Fuße bildeten nahezu seinen gesamten Besitz. Die Schafe aßen auf den Wiesen das fette Gras und waren zweifellos zufrieden damit. Auch ich war glücklich und zufrieden und sprang und kletterte wie ein junges Fohlen über diesen Berg, erkundete jeden Winkel und hielt ihn für ein geheimnisvolles, verwünschtes Königreich. Von Kindheit an liebte ich es, allein zu sein. Das Gefühl des weiten unendlichen Weltenraumes über mir, in den ich meine Seele ausdehnte, bildete eine meiner größten Freuden. Denke ich also an die Jahre meiner Kindheit zurück, so ist es nicht das Haus meiner Eltern, nicht der Hof und auch nicht das Zimmer, in welchem ich schlief, das vor meinem inneren Auge erscheint, sondern dieser öde Berg, dessen Gipfel nur eine weite Hochmoorfläche bildete, zerklüftet von spitzen Felsenhöhen und harschen Spalten, nicht ganz ungefährlich



aufgrund der tiefen, pechschwarzen Moortümpel, doch in vielen Teilen überwuchert von herrlich großglockigem Heidekraut und voll der köstlichsten Heidelbeeren und Moosbeeren.

Am meisten aber liebte ich es, noch in der morgendlichen Stille, am besten an einem Herbstmorgen, hoch oben auf dem Hügel ausgestreckt mit dem Blick gen Himmel zu liegen. An den Grashalmen und Stängeln hing noch in winzigen Tropfen der kostbare Tau der Nacht, welcher im wundersamen Schein der gerade aufgehenden Sonne in allen Farben des Regenbogens wie lauter bunte Edelsteine geheimnisvoll zu glühen und zu funkeln begann. Hier und da vernahm man schon den Ruf eines frühen Vogels. Doch kein anderes Geräusch störte diese heilige Stille. Einstmals las ich in meiner Kindheit von der berühmten Statue der römischen Göttin Iuventa, welche mit ausgestreckten Armen und offenen Handflächen betend, den Segen der Götter herbeibeschwört. Wann immer sich seitdem diese in stiller Unschuld ausgebreitete, karge Heide vor meinem geistigen Auge erhob, war es mir, als sei hier genau der passende Ort, um diesen Segen der Götter würdig zu empfangen.

Auf dem Berg, auf halbem Wege zwischen Tal und Hochmoor gab es jedoch eine Stelle, die meinen Lieblingsplatz bildete. Jener Teil des Hügels war mit mächtigen Steinblöcken aller Formen und Größen geradezu übersät, die sich untereinander drängten wie die Gefallenen auf einem Schlachtfeld – und zwar genau da, wo die Schlacht einst am heftigsten tobte. Die dazwischen befindlichen schmalen Flächen herrlichsten Grüns und zartester Gräser



aber schienen mir wie liebevoll gepflegte Grabhügel, um den Gefallenen Trost zu spenden und zugleich ihrem Vergessen Einhalt zu gebieten.

In der Mitte einer dieser grünen Flecken, auf einem besonders steilen Abschnitt des Hügels, befanden sich drei gewaltige Felsblöcke. Zwei von ihnen ragten aus dem Hügel hervor wie archaische Pfeiler, wohingegen der dritte breit und mächtig auf der Spitze der anderen beiden thronte und derart eine kleine Höhle mit dem Hügel im Rücken bildete. Diese Höhle war mein Zufluchtsort, mein Zuhause, mein Arbeitszimmer und in den heißen Mittagsstunden des schottischen Hochlandsommers oft auch meine Schlafkammer und die Heimstatt meiner Träume. Fegte aber der kalte Nordwind den Hang hinab, bildete diese Höhle einen Schoss voller Wärme, dem Zugriff des wütenden Sturmes entrissen, der unstedt umherstreunend, durch die Spitzen und Spalten des sich nach allen Seiten hin erstreckenden felsigen Chaos pfiß. Mir schien es jedes Mal, als stöhne, stieß und wirbelte der Wind umher wie die unbändigen Meereswellen, die über dem rauen Meeresgrund in Richtung der steilen Felsenufer periodisch heranstürmten, um sich kurz darauf kleinlaut wieder zurückzuziehen.

An diesem wundersamen Ort lag ich auch oft, wenn die Sonne unterging, und sah dem stillen Wachstum eines anderen, weitaus größeren Meeres zu, dessen heilige Stille der stürmische Wind nicht zu stören vermochte. Dieses rätselhafte Meer der Dunkelheit, welches aus dem Weltall auf die Erde herabzufluten schien, begann sich zunächst auf dem Grund der zahllosen Vertiefungen und Felsspal-



ten zu sammeln. Tiefe Seitentäler waren seine Priele, wo das Wasser der Dunkelheit nach der Ebbe des Tages auf die Erde zurückflutete, bis es den Erdboden unter seiner dunklen Masse vollständig begraben hatte. Erst von dort begann das aufgestaute Wasser allmählich wieder himmelwärts zurückzufluten über die kalten Gesichter der Himmelssterne, um so die Blindheit des Tages von ihnen abzuwaschen, damit sie wieder leuchten und strahlen konnten inmitten jenes endlosen Meeres der Dunkelheit weit hinab bis zu den müden Augen der Menschen tief unten. Und ich? Ich würde so lange liegen bleiben, bis nichts weiter mehr als die blinkenden Sterne und die dunklen Umrisse der Berge gegen den Nachthimmel zu sehen wären, dann beglückt aufstehen und still nach Hause gehen, so sicher auf meinem Weg, als stiege ich eine dunkle Treppe hinab im Hause meines Vaters.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Tales lag ein weiterer Berg ähnlich dem meinigen und dahinter, einige Meilen entfernt, begann ein sehr hohes, wildes Gebirge. So oft, wie ich in meiner Einsiedlerhöhle die Augen von dem Buch hob, das ich gerade las, sah ich diesen vorgelegerten geheimnisvollen Berg vor mir. Ganz anders als der Hügel, auf dem ich saß, war er bereits ein gewaltiges Bergmassiv, ein wahrer Häuptling seiner Art, gesäumt von harschen Felsen, die selbst schon wie kleine Berge wirkten. Immer aufs Neue fasziniert, betrachtete ich seine gewaltigen Schluchten, die wie tiefe Narben in den Stein geschlagen schienen, verfolgte seine Abgründe, hier und da verdunkelt von schwarzen Schatten, an anderen Stellen überzogen von herrlichem Glanz, durchbrochen von den



silbrigen Bändern der stürzenden Bäche, die vom Himmel zur Erde eilten und sich nicht darum kümmerten, wohin sie liefen, die Hauptsache nach unten.

Furchtbare Geschichten wurden von den tiefen Abgründen, den dunklen Gewässern und schwindelerregenden Höhen dieses von höchstem Grauen umgebenen Gebirges erzählt. In wilden Stürmen brüllte der Wind wie Donner in seinen versteckten Höhlen und fauchte wie übermächtige Raubkatzen über die zerklüfteten Wände seiner steilen Klippen hinweg. Doch zu anderen, besseren Zeiten ragten die Berge über das weite Land empor voll tiefem Geheimnis und voller Bestürzung über ihr eigenes unerklärliches Sein, schweigend daliegend wie eine riesige schwarze Wolke am weiten Horizont.



2. Die Geräusche der Anderwelt – Das Zweite Gesicht



An dieser Stelle ist es Zeit, eine Besonderheit meiner seelischen Konstitution zu erwähnen, welche mir, aus irgendeinem unerfindlichen Grunde seit der Geburt mitgegeben, mein gesamtes Leben bestimmen sollte. Sie war begründet in einer ungewöhnlich hohen Empfindlichkeit meines Gehörsinns, welcher mir oft Töne übermittelte, die für andere um mich herum absolut unhörbar schienen. Dieses Phänomen konnte ich bei allen möglichen Gelegenheiten erfahren, studieren und immer aufs Neue bestätigt finden. Mein besonders feinsinniges Gehör überbrachte mir aber auch Klänge, deren Ursprünge ich nicht zurückzuverfolgen vermochte, da ich weder genügend Ausdauer noch geistige Schärfe zu ihrer Entdeckung besaß. Also wusste ich zumeist nicht, ob sie einem natürlichen Vorgang oder der unsichtbaren Welt der Geister entsprangen. Aufgrund dieser Tatsache, oder vielleicht auch aus irgendeinem viel tiefer liegenden Grund, mit dem dieses Phänomen in Verbindung stand, entwickelte sich bei mir von klein an eine gewisse Furcht vor meinem Gehörsinn, insbesondere da ich noch niemanden mit irgendeiner vergleichbaren Besonderheit



kennengelernt oder von einer solchen auch nur gehört hatte.

So wie mein Geist bis zum Rand mit den wilden und zumeist furchterregenden Geschichten einer typischen Kindheit in den schottischen Highlands gefüllt war, trat die Furcht niemals durch die Augen in meinen Verstand. Und wenn ich über Geschichten des Horrors nachgrübelte und mir immer neue, noch schrecklichere Verkörperungen des Grauens vor Augen führte, erschauerte ich über meine eigenen Vorstellungen oder erbebte vor lauter Angst davor, dass meine Phantasien unerwartet Wirklichkeit werden könnten, wie zum Beispiel dass sich der Stechginsterstrauch hinter mir unversehens in die schlanke schwankende Gestalt eines knochenlosen Geistes verwandelte.

Lag ich allein im Bett und konnte nicht einschlafen, schaute ich mich in dem vom Mondschein erleuchteten Raum um und bevölkerte ihn mit allerlei Gestalten insbesondere jener Personen, die in meiner näheren Umgebung verstorben waren. Diese Phantasmen wurden in meiner ausufernden Vorstellungskraft höchst lebendig und gegenwärtig. Ich stellte sie mir totenbleich vor mit dunklen Schatten um ihre leeren Augen, sichtbar allein durch ein Licht, das schwach in ihnen schimmerte. Es war kein Licht des Lebens, sondern eine blasse, grünliche Phosphoreszenz, die durch den Zerfall des Gehirns im Inneren ihrer Schädel erzeugt wurde. Ihre Kleider waren weiß mit langen Schleißen, aber zerrissen und verschmutzt durch das oft vergebliche Bemühen, sich aus dem mit Erde bedeckten Sarg zu befreien. Hielt mich nicht gerade die Furcht vor diesen Phantasmen mit ihren kalten Knochen-



händen gefangen, so konnte ich mich auch an ihnen erfreuen. Hatte ich an langen Winterabenden gerade kein ausreichend spannendes Buch zur Hand hatte, so schaute ich den ein oder anderen Abend voller Erwartung auf die Stunde, da ich mich zu Bett legen konnte, ganz so als wäre es mein Sarg, um von dort her all die Verstorbenen aus ihrem Untergrund emporzurufen, zu sehen, wie es ihnen ging und welche Fortschritte sie gemacht hatten in Bezug auf ihre endgültigen Auflösung der Form – doch die ganze Zeit über wohlweislich die Finger fest in meinen Ohren, damit auch nicht der leiseste Ton in die stille Festung meiner Seele einzudringen vermochte.

Die Qual des Grauens, die ich augenblicks erlebte, wenn ich versehentlich einen meiner Finger entfernte, war unbeschreiblich. Ich kann es mit nichts anderem vergleichen als mit dem Eindringen eines ganzen Friedhofs voll der aufs Schrecklichste kreischenden und stöhnenden Schreckgespenster in mein Gehirn. Bereits der Gedanke, einen Klang in einer solchen unheimlichen Stimmung und unheiligen Zeit hören zu können, reichte oft aus, um mich unmittelbar in einen Zustand vollständiger Lähmung zu versetzen. Am helllichten Tag am offenen Hang des Hügels vermochte ich mich fast zu Tode erschrecken, nur indem ich mir jene unheimlichen, aus einer anderen Welt kommenden, zumeist völlig unverständlichen Klänge vorzustellen versuchte. Und meine Phantasie war so originell wie fruchtbar in der Erfindung selbiger, wenn sie denn überhaupt erfunden waren! Denn tatsächlich hoffte ich dies nur, um in jenen grauenhaften Momenten meinen vor lauter Furcht bebenden Geist zu beruhigen. Zum



Glück aber war mein Verstand aktiv genug auch im Diesseits, so dass keine Gefahr bestand, diesen schrecklichen Einflüssen dauerhaft ausgesetzt zu sein. Zweifelsohne wäre mein Leben unerträglich gewesen, hätte ich diese Stimmungen mehr als nur gelegentlich hören müssen.

Als ich älter wurde, begann ich erfreulicherweise diesen Erlebnissphären allmählich zu entwachsen. Nur manchmal noch ergriff mich eine schreckliche, alles lähmende Furcht, in der sich, wie ich nun aber vermutete, die prophetische Gabe des Zweiten Gesichts offenbarte, welche gemäß dem Zeugnis meiner alten Ziehmutter Deenah mehreren meiner Vorfahren bereits zueigen gewesen war. In meinem Fall allerdings hatte sich jene prophetische Gabe der willkürlich auftauchenden Visionen vom Seh-sinn auf den Gehörsinn verlagert, was meine aufs Äußerte gesteigerte Hellhörigkeit, aber auch meine ständige Furcht vor diesen Geräuschen seit Kindheitstagen hinlänglich erklärte.



3. Eine schreckliche Begegnung



Eines schönen Sommerabends verweilte ich länger als gewöhnlich an meinem felsigen Rückzugsort. Vor mich hin träumend, lag ich am Eingang meiner Höhle und beobachtete, wie die langen Schatten der Abenddämmerung allmählich herabsanken und mit dem Dunkel der hereinbrechenden Nacht zu verschmelzen begannen. Die Nacht hatte nichts Erschreckendes für mich, zumindest nicht mehr als der Tag. Und ich wusste aus eigener Erfahrung, dass Orte wie dieser eine ganz besondere Einsamkeit besitzen, die man auch nur mit einem ganz besonderen Sinn wahrzunehmen vermag. Erwachte unversehens dieser geheimnisvolle Sinn, welcher sich üblicher Weise vor dem grellen Licht des Tages versteckte, dann eröffnete sich einem das Tor zu einer fernen, fremden Welt, endlos weit hinter den grellen, blendenden Schein der Farben. Schon spürte ich die seltsame Erleichterung, welche das Herabsinken der Schatten der Nacht jedes Mal begleitete, den profanen Raum der Formen und Farben vor dem Auge verbergend, um so den Beobachter noch offener für jene fremde Welt zu machen. Mein geheimnisvoller Sinn begann zu erwachen ...

Als ich meinen Kopf wieder hob, erblickte ich im ersten Moment nur da und dort einen vereinzelt Stern. Aber



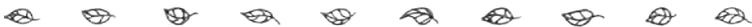
als ich aufmerksamer in die Tiefen des blaugrauen Meeres schaute, erkannte ich urplötzlich ähnlich einer völlig unerwartet über mich hereinbrechenden gewaltigen Welle, dass der dunkle Himmel mit glitzernden Sonnen geradezu übersät war, welche ich mit normalem Auge unmöglich hätte wahrnehmen können. Der Berg vor mir, eine gewaltige Masse von Dunkelheit, erhob sich nun plötzlich wie ein unheimliches Wesen voller Charakter und Persönlichkeit. Seine zahlreichen Gipfel ragten als eine Reihe monströser Raubzähne mit einer scharfen, klaren Kontur gegen den Nachthimmel empor und schienen mir auf unerklärliche Weise viel näher als die schwere Masse, der sie himmelwärts entwachsen. Ein einzelner Stern zitterte und pulsierte direkt oberhalb der höchsten Spitze des Bergmassivs und wirkte in diesem Augenblick wie der gewaltige Turm eines mächtigen Tempels, in dem vor Urzeiten einst das Licht angebetet wurde, bekrönt in der Dunkelheit mit der strahlenden Sonne einer unendlich fernen Welt, von der die geheimnisvollen Insassen jenes Tempels einst gekommen waren. In diesem phantastischen, gleichwohl auf seine Weise völlig realen Gedankengang noch vor mich hin träumend, vernahm ich plötzlich in völliger Deutlichkeit, wenn auch nur schwach und weit in der Ferne, den Klang eiserner Hufe eines Pferdes, das in wildem Galopp über eine harte Felsenfläche stürmte.

Eigentlich war es weniger ein direkter Klang, der mein Ohr überraschend traf, als vielmehr ein fernes Echo, das von der gegenüberliegenden Bergwand herzukommen schien. Allerdings wusste ich, dass ein Klang von Pferdehufen aufgrund der Steilheit jener Felswände eigentlich



unmöglich war: Niemals hätte sich dort ein Pferd fortbewegen können, selbst wenn es sein Reiter ganz bewusst zu Schanden reiten wollte. Auch im Klang selbst gab es eine Merkwürdigkeit, ein besonderes Klingeln oder Klirren, welches ich aufgrund meines feinen Gehörs exakt von dem Geräusch der Pferdehufe zu unterscheiden vermochte. Sollte es vielleicht von einem losen oder zerbrochenen Hufeisen herrühren?

Ein heftiger, unbändiger, fast tödlicher Schrecken, absonderlich selbst für meine Erfahrung, durchfuhr bei diesem an sich harmlosen Gedanken urplötzlich meine Glieder. Und in einem Anfall tiefsten Einsetzens sprang ich auf, um panikartig loszurennen. Doch wie seltsam: Noch während ich im nächtlichen Dunkel den Hügel herabstürzte, wurden die Geräusche immer leiser, als ob sich der unheimliche Reiter von mir entfernte. Doch dies war, wie schon gesagt, an den steilen Felswänden völlig unmöglich. Sollte das Echo vielleicht aus irgendeiner tiefer liegenden Felsenschlucht mehrfach gebrochen an mein Ohr gedrungen sein? Aber auch eine solche Schlucht kannte ich nicht. Und ebenso existierte auf dem Bergkamm kein gangbarer Weg, von dem aus die Geräusche eines galoppierenden Pferdes bis hierher hätten dringen können. So war ich heilfroh, als ich endlich unbeschadet das Haus meines Vaters erreichte, hatte doch das Gefühl der Bedrohung bis kurz vor dem Verlassen des letzten Tales auf unerklärliche Weise angehalten. Und als ich endlich in meinem warmen Bett lag, lies mich die Erinnerung an mein nächtliches Erlebnis noch immer bang frösteln.



4. Die Ahnungen meiner alten Ziehmutter



Am nächsten Tag versuchte ich bewusst die unheimliche Gegend und den Blick auf den großen Berg zu vermeiden und fand mich bei meiner Wanderung dadurch unversehens in der Nähe des Hauses meiner alten Ziehmutter Deenah wieder. Sie stand in naher Verwandtschaft zu unserer Familie, war die Frau eines Pächters meines Vaters und lebte aufgrund des frühen Todes ihres Mannes zur Zeit meiner Geburt als enge Vertraute in unserem Haushalt. Nach dem Tod meiner armen Mutter kurz nach meiner Geburt hatte sie voller Hingabe und Liebe meine Betreuung und Belehrung übernommen. Oftmals stöhnte und seufzte sie schwer. Und fragte ich sie nach dem Grund, meinte sie, wie schwer und mühsam doch meine Erziehung sei, da ich um keinen Preis der Welt ein Träumer werden dürfe, der sich mit Zauberei, Feen und ähnlichen Dingen beschäftige. Ich wunderte mich sehr über diese Worte, da ich Märchen und Legenden, von denen es in unserer Gegend viele gab, über alles liebte.

Als mein Vater in meinem sechzehnten Lebensjahr einige Meilen entfernt ein neues Haus bezog, folgte uns Deenah aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen nicht,



sondern entschied sich, mutterseelenallein in einer Steinhütte inmitten eines tiefgrünen kreisrunden Talkessels zu leben, dessen unerwartetes Auftauchen inmitten der rauen Berggegend jeden Wanderer bei seinem Gang über das Tafelland nicht wenig überraschte. Ich war Deenah's häufigster Besucher.

Sie war eine große, schöne, schlanke, aber früh gealterte Frau mit äußerst lebendigen tiefblauen Augen und klaren edelgeformten Gesichtszügen. Ihre Stimme klang ein wenig rau, aber mit einem leisen Unterton voller Zärtlichkeit und Mütterlichkeit. In ihrer Kleidung, auf deren eigenen Stil sie ganz besonders bedacht war, glich sie eher einer Dame denn einer Pächtersfrau. Ihr ganzes Verhalten sprach von Hingabe, Zärtlichkeit und Mütterlichkeit. Und da sie nie eigene Kinder gehabt hatte, schenkte sie mir die ganze Mütterlichkeit ihres Wesens. Allzeit war sie mein erster Anlaufpunkt, egal wie groß oder klein das Problem oder der Kummer auch waren. Immer konnte ich mir ihrer Hilfe sicher sein. Und da sie großen Einfluss auf meinen in seinen Vorstellungen eher strengen und unachgiebigen Vater besaß, hatte ich häufig Gelegenheit, um ihre Vermittlung zu bitten. Doch keine solche Notwendigkeit, sondern allein der Zufall hatte mich an diesem Tag scheinbar zu ihr geführt.

Übermütig wie ein kleiner Junge rannte ich den steilen Hang des Felsenkessels hinab und betrat atemlos das kleine Häuschen. Meine Ziehmutter saß auf einem Stuhl an der Wand mit ihrem üblichen Strickzeug und einem Strumpf auf dem Schoß. Doch ihre Hände waren regungslos, ihre Augen weit geöffnet und starr. Die



Nachbarn sprachen voller Ehrfurcht von Deenah, da sie das Zweite Gesicht besaß. Aber obwohl sie uns oft genug unheimliche Geschichten erzählte, hatte sie mir und meinem Bruder gegenüber diese seherische Gabe niemals erwähnt. Es war ganz offensichtlich, dass sie sich in jenem Augenblick gerade in einer solchen Vision befand. Meine Annahme bestätigte sich, als sie plötzlich wieder zu sich kam, ihren Kopf mit einem Plaid bedeckte und hörbar zu schluchzen begann – trotz ihrer Bemühungen sich unter Kontrolle zu halten, als sie mich sah. Erschrocken, wagte ich keinerlei Fragen zu stellen. Und sie versuchte ihr Verhalten nicht zu erklären. Nach ein paar Augenblicken legte sie den Plaid wieder ab, stand auf und begrüßte mich mit ihrer gewohnten Freundlichkeit und einem Glas Tee mit Plätzchen. Dann begann sie, mich nach eher belanglosen Dingen von zu Hause zu befragen. Und nach einer längeren Pause sagte sie unvermittelt:

„Wann bekommst Du Deine Anstellung, Duncan? Weißt du das schon?“

Ich antwortete, dass ich bis dato nichts von einer Anstellung wo auch immer gehört hätte und auch nicht glaube, dass mein Vater über genügend Geld und Einfluss verfüge, um mir eine solche zu beschaffen.

„Und leider besitze ich auch keinerlei Vorzüge, um mich für eine Anstellung zu empfehlen“, setzte ich ein wenig betrübt hinterher.



Sie antwortete nicht, sondern nickte nur dreimal langsam mit zusammengepressten Lippen, ganz so als wolle sie sagen: „Ich weiß es besser.“

Gerade als ich im Gehen war, kam mir aus irgendeinem unerfindlichen Grund plötzlich der Gedanke, ihr von dem seltsamen Geräusch zu erzählen, dass ich am Abend zuvor vernommen hatte. Kaum hatte ich es erwähnt, drehte Deenah sich abrupt nach mir um und fragte mit starrem Blick:

„Wie war es, Duncan?“

„Wie ein galoppierendes Pferd mit einem losen Hufeisen.“

„Duncan, Duncan, mein Lieber!“, rief sie plötzlich mit leise zitternder Stimme aber leidenschaftlichem Ernst: „Du hast es doch nicht wirklich gehört, oder? Sag mir bitte, dass Du es nicht gehört hast! Du willst Deine arme alte Amme nur erschrecken.“

Nun war es an mir, erschrocken zu sein, sowohl wegen ihrer Reaktion, als auch weil mir wieder einmal voller Eindringlichkeit die unheimliche Gabe meines feinen Gehörs bewusst wurde.

„Nein, ich will Dich nicht erschrecken, Deenah. Bitte, erkläre mir Deine ungewöhnliche Reaktion!“



Sie jedoch sank kreidebleich auf einen Stuhl. Und erst nach einer halben Ewigkeit bangen Wartens meinerseits stand sie endlich auf und sprach mit zitternder Stimme:

„Nun ja, ich weiß, dass es manchmal auch, ohne etwas sehr Schlimmes anzukündigen, geschieht.“

Daraufhin begann sie, Glas und Teller wegzuräumen, ganz so als ob sie sich derart vor mir zur Ruhe zwingen wolle. Erneut bat ich Deenah um eine Erklärung.

„Gib mir ein paar Tage Zeit. Denn jetzt ist es mir unmöglich, Dir die Geschichte zu erzählen. Wenn es jedoch soweit ist, wirst Du alles von mir erfahren – und zwar noch bevor Du von zu Hause fortgehst, um Deine Stellung anzunehmen.“

Erneut verwunderte ich mich über ihre Erwähnung einer Anstellung, da nicht die geringste Aussicht darauf bestand. Erst am nächsten Tag erfuhr ich von meinem Vater, dass ein entfernter Verwandter gerade gestorben sei, über den ich tatsächlich eine attraktive Anstellung im diplomatischen Dienst hätte erhalten können. Diese verlorene Chance war nun zwar betrüblich. Doch ich fühlte mich erleichtert, da das Schicksal die schlimmen Ahnungen meiner Ziehmutter derart ganz offensichtlich ad absurdum zu führen schien. An jenem Tag beschloss ich, mir eine Anstellung als Hauslehrer zu suchen.



5. Die Legende von Fearghal, Eachann und der schönen Aingeal



Ich war jetzt fast neunzehn Jahre alt und hatte ein umfassendes Studium an der Universität zu Edinburgh absolviert. So besaß ich nun angemessene Kenntnisse in Mathematik und Physik. Und was ich an guten Grundlagen der klassischen Literatur und Metaphysik erworben hatte, gedachte ich eher wie Mark Aurel mit seinen Selbstbetrachtungen in widrigen Situationen des Lebens für mich selbst anzuwenden. Fürs Erste jedoch wurde ich von dieser Notwendigkeit verschont. Ein gewisser Lord Hilton, ein englischer Edelmann, der in einer der Grafschaften südlich von London wohnte, hörte über meinen Vater von meinem Begehren und bot mir die Stelle des Hauslehrers für seine zwei Söhne im Alter von zehn und zwölf Jahren an. Sein eigenes Studium an zwei der besten schottischen Universitäten mochte ihn vielleicht zur Wahl eines schottischen Hauslehrers geführt haben. Meine Ziehmutter hingegen vermutete als eigentlichen Grund eine alte Allianz unserer beiden Familien durch Heirat. Von dieser Verbindung aber erzählte mir mein Vater kein Wort und so spielte sie entsprechend auch keine Rolle in Bezug auf meine Erwartungen an diese Anstel-



lung. Als Lohn sollte ich 100 Pfund im Jahr erhalten und in der Familie der Hiltons die soziale Stellung eines adligen Herrn einnehmen, was je nach der Disposition der Familienoberhäupter alles oder nichts bedeuten konnte.

Die Vorbereitungen zu meiner Abreise wurden augenblicks in Angriff genommen. Und so begab ich mich am darauffolgenden Abend bereits auf den Weg zu dem Häuschen meiner alten Ziehmutter Deenah, um ihr für Monate oder vielleicht sogar für Jahre Lebewohl zu sagen. Am nächsten Tag würde ich von Edinburgh aus nach London aufbrechen, von wo aus ich dann mit der Postkutsche in der Grafschaft Kent zu meinem neuen Lebensort fahren sollte. Er schien mir fast wie das Land jenseits des Grabes, so wenig wusste ich von ihm, und so groß war die Entfernung zwischen Hilton Hall und meinem Zuhause. Der Abend wirkte schwül, als ich meinen Spaziergang begann. Und noch bevor die Dämmerung hereinbrach, hatten sich gewaltige Wolken aus allen Himmelsrichtungen über den Berggipfeln zu einer bedrohlichen Gewitterwand zusammengeschoben. Ich freue mich darüber, schien mir doch das bevorstehende Naturschauspiel die angemessenste Kulisse für meine Abreise zu sein. Wie schön wäre es, diese letzte Nacht voll stürmischer Pracht in meiner Erinnerung zu behalten, vermutlich gefolgt von einem melancholischen Regentag, welcher die traurige Stimmung meines Herzens am besten zum Ausdruck zu bringen vermochte – ein würdiger Abschied von zu Hause, von meinen Lieben und den stillen Orten meiner Kindheit. In Bezug auf diese Vorstellungen war ich ein typischer Schotte, jung und



zäh genug, ein Vergnügen an Regen, Hagel und Schnee zu finden und den Naturgewalten jederzeit zu trotzen.

„Guten Abend, liebe Deenah. Ich bin gekommen, um mich von Dir zu verabschieden und die Geschichte zu hören, die Du mir versprochen hast. Denn bereits morgen muss ich fort.“

„Ach, gehst Du schon so früh, mein Lieber? Leider wird es heute eine furchtbare Nacht werden, nicht der rechte Zeitpunkt für die Geschichte. Doch da ich sie Dir versprochen habe, muss ich wohl.“

Im selben Moment fielen bereits die ersten Regentropfen, die Vorboten des Sturms, in den weiten Schornstein des Kamins und explodierten im hellen Torfffeuer.

„Ja, das musst Du in der Tat“, antwortete ich.

Sie rückte ihren Stuhl näher an das gemütlich knisternde Feuer, das tapfer gegen den zunehmenden Regen anzukämpfen begann. Und nach einer kurzen Pause begann sie in gälischer Sprache:

„Wie alt die Geschichte ist, weiß ich nicht zu sagen. Über viele Generationen hinweg ist sie auf uns gekommen. Meine Großmutter erzählte sie mir genau in dem Wortlaut, in dem ich sie Dir nun berichten werde. Und ihre Mutter und meine Mutter saßen dabei, um jene Geschichte zu bezeugen. Sie unterbrachen Großmutter nicht



ein einziges Mal, sondern nickten bei verschiedener Gelegenheit nur zustimmend mit dem Kopf. Die Geschichte ist so alt, dass sie eigentlich wie ein Märchen beginnen sollte. Du weißt schon: ‚Es war einmal vor langer, langer Zeit ...‘ und so weiter. Doch erscheint sie mir gar zu schrecklich und allzu wahr, als dass ich sie in dieses romantische Gewand einhüllen will:

Es lebten einst zwei Brüder, die Söhne des Führers unseres Clans der MacCampbells, die so verschieden in Aussehen und Verhalten waren, wie zwei Männer es nur sein konnten. Der ältere mit Namen Fearghal war blond und kräftig, liebte die Jagd und den Fischfang. Zuweilen unternahm er auch kleinere Streifzüge gegen die Sachsen, eher aus der Not um Beute zu machen und die Mäuler des Clans zu stopfen, als aus kriegerischer Lust: Von seinem Wesen her war er sanftmütig, hilfsbereit zu jedermann und ehrenvoll in allem, was er tat. Der jüngere Bruder Eachann hingegen war von dunklerer Hautfarbe, groß und schlank mit dunklem Haar, welches er wider die Mode der Zeit schulterlang trug. Er liebte alte Bücher und Schriften mehr als alles andere auf der Welt, was, wie man mir sagte, zu jener Zeit sehr ungewöhnlich war. Weder interessierten ihn irgendwelche Kampfsportarten, die seine Altersgenossen pflegten, noch sonst irgendwelche körperlichen Ertüchtigungen. Nur eine zu jener Zeit genauso ungewöhnliche Betätigung gab es, die er ebenso ausgiebig liebte wie seine Bücher. Und dies war die Reitkunst: Eachann war ein leidenschaftlicher Reiter. Und befand er sich nicht gerade in seiner Studierstube, dann saß er im Sattel. Du kannst



Dir wohl denken, dass es hier in dieser bergigen Gegend auch damals nur wenige Möglichkeiten zum Reiten gab. Doch ihn hinderte dies nicht, er ritt und ritt, wo immer sich auch nur die kleinste Gelegenheit dazu bot. Wegen dieser beiden ausufernden Leidenschaften, dem Lesen und dem Reiten, blickten die Nachbarn misstrauisch auf ihn. Und hinter vorgehaltener Hand behaupteten sie gar, dass er schwarze Magie betreibe.

Gewöhnlich ritt Eachann ein großes, kräftiges schwarzes Pferd, an dem nicht ein einziges weißes Haar zu entdecken war, weshalb die Leute auch munkelten, dass ein Dämonenpferd aus des Teufels Gestüt oder aber der Teufel selbst ihm dienen müsse. Diese Vorstellung schien sich auch dadurch zu bestätigen, dass das Tier kein lebendiges Wesen in seine Nähe ließ außer seinen Herrn. Und nachdem das Pferd bereits zwei Männer getötet und einen Dritten mit Zähnen und Hufen wie ein wildes Tier zerfleischt und verstümmelt hatte, wagte sich niemand mehr in seine Nähe. Doch zu seinem Herrn war das Pferd gehorsam wie ein treuer Hund und zitterte manchmal sogar vor Angst in seiner Gegenwart.

Das Temperament des jüngeren Bruders Eachann war düster und leidenschaftlich zugleich. Er neigte zu Wutanfällen und war dafür bekannt, dass er niemals irgendetwas verzieh. Bekam er etwas nicht, was sein Herz begehrte, was selten genug geschah, trieb ihn die unerfüllte Sehnsucht entweder fast in den Wahnsinn oder aber in die allerschlimmsten Wutanfälle. Um seinen ungezügelten Willen durchzusetzen, hätte Eachann dem Teufel selbst seine Seele verkauft. Ja, sein Gemüt war genauso wie die heuti-



ge Nacht, dunkel, heißblütig und stumm, um dann und wann unversehens in der glühendroten Farbe des Zorns aufzuleuchten und im Brüllen der Gewitterleidenschaften wild zu rasen.

Doch eines Tages geschah etwas, das die Macht zu besitzen schien, den Lauf Eachann's Schicksal im letzten Moment doch noch zu ändern. Die Familie der beiden Brüder nahm ein junges Mädchen von siebzehn Jahren in ihrem Haus auf, deren Eltern bei einem tragischen Schiffsunfall ums Leben gekommen waren. Aingeal war eine entfernte Verwandte unseres Clans und wunderschön. Ihre hohe, schlanke Gestalt, die blasse, zarte Haut, ihre wunderschönen dunklen Augen und das lange, rotblonde Haar, das ihr, wenn sie es offen trug, bis auf die Knie herabfiel, versetzten jeden, der sie erschaute, in andächtige Bewunderung. Und so erging es auch Eachann. Von dem Tag, als er sie das erste Mal sah, trat plötzlich etwas Weiches, Kindliches in sein Wesen, das keiner bisher an ihm bemerkt hatte. Und schon bald war es für jeden am Hof unübersehbar, dass Eachann Aingeal liebte. Ja, er liebte sie mehr als alles, was ihm vordem wichtig gewesen war. Doch so sehr er sich auch um sie bemühte, Aingeal schien seine Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten nicht wahrzunehmen und verharrte wie ehemals in einer kühlen Freundlichkeit zu ihm.

So verzehrte die Sehnsucht Eachann wie ein unbarmherziges Feuer das ausgetrocknete Holz. Und er spürte, dass, wenn seine Liebe keine Erfüllung finden könne, dies seinen sicheren Tod bedeuten würde. Doch das erste Mal in seinem Leben wusste er nicht, wie er sein Ziel er-



reichen solle. Sein überragendes Wissen und seine große Gewandtheit nützten ihm hier nicht das Geringste, denn über die Liebe besaßen diese Dinge keine Macht. Dass Aingeal ihm gehören musste, stand für ihn außer Frage, schien doch das Schicksal selbst sie beide füreinander bestimmt zu haben. Das Mädchen wies eine frappante äußere Ähnlichkeit zu Eachann auf. Fast hätte man sie beide für Geschwister halten können. Und diese Laune der Natur war dem jüngeren Bruder als eine Art Omen allein bereits Rechtfertigung genug für seinen Besitzanspruch an dem wunderschönen Mädchen.

Doch eines Tages, auf den Tag genau zwei Jahre, nachdem er Aingeal das erste Mal gesehen hatte, passierte das Unglück. Als Eachann zu ungewohnter Abendstunde mit seinem Pferd das Haus verließ, wollte es das Schicksal, dass ihn sein Weg gerade an den Ruinen einer alten Kapelle vorbeiführte. Verwundert vernahm er die Stimme seines Bruders, band sein Pferd vorsichtig an einen Baum. Und als er sich leise heranschlich, erblickte er auch Aingeal in einer Situation, welche die Beiden unverkennbar als ein Liebespaar auswies.

Das heiße Blut stieg ihm augenblicks zu Kopfe, sein Herz raste wild. Und für einen kurzen Moment hätte er sich in blinder Wut und Eifersucht fast auf sie gestürzt. Doch irgendetwas ließ ihn innehalten. Und während er von seiner Leidenschaft getrieben, wie im Wahnsinn durch das hohe Gras der Wiese zurück zu seinem Pferd rannte, reckte er zornig seine rechte Hand empor und schwor einen furchtbaren Eid:



„Bei allen dunklen Mächten der Hölle: Sollte ich Aingeal nicht gewinnen, so soll auch Fearghal sie um nichts auf der Welt besitzen!“

Mit diesen Worten löste er die Zügel, sprang auf sein Pferd und verschwand in wildem Galopp hinter den felsigen Hügeln.

Wäre Eachann nicht so heißblütig gewesen, vielleicht hätte er sich seines Rivalen aufgrund seiner geistigen Überlegenheit und seines großen Wissens leicht gewaltlos zu entledigen vermocht, auch wenn er die Liebe Aingeal's dadurch nicht hätte erringen können. Viele Stunden streifte er so in der Nacht umher, ohne eine Erleichterung zu finden. Und die folgenden Tage litt er wahre Höllenqualen. Doch auch die Verliebten litten sehr, hatten sie doch bemerkt, wie Eachann in wildem Galopp davongeritten war. Und dessen verändertes, feindseliges Verhalten bewies nur allzu deutlich, dass er ihre geheime Liebe entdeckt hatte. Mehrere Tage wagten sie nicht, sich zu treffen. Doch dann siegte eines Morgens ihre große Liebe über ihre Vernunft:

Als Eachann seinen älteren Bruder an jenem Tag nicht im Haus fand, und auch Aingeal verschwunden war, ergriff ihn erneut rasende Wut. Augenblicks schwang er sich auf sein Pferd, fest entschlossen, die Beiden auf frischer Tat zu ertappen. Viele Stunden ritt er so wie im Wahn durch die Hügel, Täler und Auen, ohne Aingeal und Fearghal zu finden. Fast schon glaubte er, dass sie beide aus dem Lande geflohen seien, was sein Blut zwar erneut zum Kochen brachte, ihn zugleich aber auch auf eine untergründige Weise beruhigte. Schien doch das Schicksal ihn auf



diese Weise vor sich selbst schützen zu wollen. Der Fürst der Dunkelheit jedoch hatte leider einen anderen Plan mit Eachann und schon lange die Macht über ihn gewonnen. Als dieser sein Pferd bereits nach Haus gewendet hatte, führte ihn der Widersacher einen äußerst schmalen Gebirgspfad am Rande einer tiefen Felsenschlucht entlang, auf deren dunklem Grund ein wilder Gebirgsbach toste und schäumte. Keine zwei Reiter hätten dort einander begegnen und vorbeireiten können. Einzig der tollkühne Eachann vermochte auf seinem Teufelspferd diesen Pfad zu beschreiten.

Du kennst diesen Ort, mein lieber Duncan, wie ich zu behaupten wage“, unterbrach Deenah ihre Erzählung. Für eine Minute hielt sie inne, legte ihre Hand auf meinen Arm und seufzte tief:

„Die Liebenden, die sich in dieser gefährlichen Einöde völlig sicher gefühlt hatten, waren zutiefst erschrocken vom Geräusch des herannahenden Pferdes, ohne zu wissen, woher es kam. Und so trennten sie sich halb blind vor lauter Angst in entgegengesetzter Richtung auf dem schmalen Bergpfad am Rande der Schlucht. Und wie Eachann völlig ahnungslos um die nächste Felsenklippe ritt, erblickte er als erstes keine drei Pferdelängen vor sich seinen Bruder, der ihm entgegenkam. Mit einem unterdrückten Wutschrei gab Eachann seinem Pferd die Sporen, stürzte kopfüber auf ihn los. Und noch ehe Fearghal Zeit zur Verteidigung finden konnte, schleuderte Eachann ihn in den tiefen dunklen Abgrund hinab. Die Hilflosigkeit des starken Mannes äußerte sich in einem einzigen verzweifelten Schrei, als er hinabschoss. Dann war alles still. Das



Geräusch seines Aufpralls am Boden der Schlucht konnte den Rand des Felsengrats nicht mehr erreichen.

Der Gipfelpfad war mittlerweile dermaßen schmal geworden, nur mehr einen halben Meter, dass eine Umkehr unmöglich schien. Doch Eachann, einem dunklen Instinkt folgend, trieb es genau in die entgegengesetzte Richtung. Und in einer Wahnsinnstat zwang er den Kopf des Pferdes, zum Rand hinziehend, so weit nach hinten, bis es in einer halben Drehung auf den Hinterhufen aufrecht stand. Und so schwankte sein starker Körper mit zitternden Hinterbeinen sekundenlang über dem dunklen Abgrund, bis Eachann mit einem letzten gewaltigen Zug an der Trense die waghalsige Drehung vollendete. Das Pferd schrie laut auf vor Anspannung und Steine stürzten polternd den steilen Felsen hinab. Doch als es wieder zu Boden kam, gab Eachann ihm augenblicks die Sporen und drängte in wütendem Ritt nach vorn. Es musste der Teufel selbst gewesen sein, auf dem er ritt, dass er seinen Galopp auf diesem schmalen Felsenpfad derart fortzusetzen vermochte. Schon bald erblickte er die Jungfer Aingeal, die halb ohnmächtig vor Entsetzen über dem Abgrund lehnte. Sie hatten den letzten Schrei ihres Geliebten vernommen und zitterte wie Espenlaub am ganzen Körper. Dies war ein derart jammervoller, herzerweichender Anblick, dass er auch Eachann nicht kalt ließ. So verringerte er sein Tempo, ritt sanft zu ihr heran, hob sie ohne Widerstand empor, um sie sacht vor sich über den Rücken seines Pferdes zu legen. Und so ging er vorsichtig voran, bis er das Ende des Felsengrats erreichte. Erst von dort stürzte er wieder wild den Berghang hinab. Durch die heftigen



Erschütterungen des Ritts über das harte Felsgestein öffnete sich Aingeal's langes rotblondes Haar, glitt wie ein Todesschleier auf den harten Boden, wo es unter die Hufe des feurigen Pferdes geriet, welches dadurch zu straucheln begann. Und in einem barbarischen Gewaltakt riss es das arme Mädchen von seinem Rücken, schleuderte ihren zarten Körper voller Wucht auf den scharfkantigen Felsenboden. Eachann, halb wahnsinnig vor Sorge, stoppte sein Pferd, sprang zu Aingeal herab, hob sie auf und blickte in ihr Gesicht. Sie war tot. In jenem Moment des allertiefsten Schmerzes brach der Wahnsinn aus ihm hervor. Vor lauter Kummer schreiend, schluchzend und weinend, legte er Aingeal wieder vor sich über den Sattel und ritt, wie vom Teufel getrieben, weiter in die Dunkelheit. Und über ihm erklang ein grauenhaftes teuflisches Lachen.

Das Pferd, Eachann und Aingeal wurden am nächsten Tag zerschmettert am Fuße einer steilen Felsenklippe gefunden. Die Leute, welche die geschundenen Körper sahen, erzählten, dass ein Hufeisen am rechten Hinterhuf des Pferdes locker und gebrochen war. Ob dies die Ursache seines Sturzes gewesen sei, konnte im Nachhinein keiner mehr sagen. Doch immer, wenn ein einsamer Wanderer sich zufälligerweise in diese wilde, menschenleere Gegend des Gebirges verirrt, und das Geräusch eines auf dem Felsen dahinjagenden Pferdes vernimmt, vermischt sich der Schlag der Hufe mit dem Klirren eines losen und zerbrochenen Hufeisens. Denn wie die Sünde ist auch die Strafe schrecklich: Die Legende nämlich sagt, dass Eachann den toten Körper des armen Mädchens bis in alle Ewigkeit umhertragen muss, dabei wissend, dass ihre Seele mit der





seines Bruders vereint, in den tiefen Schluchten wandelt und die höchsten Gipfel der einsamen Felsen erklimmt. Ja, es gibt sogar einige, die von Zeit zu Zeit den ruhelosen Toten auf dem Abhang des Berges mit dem Mädchen auf dem Rücken seines Pferdes haben herumreiten sehen. Und sie behaupten, dass diese Erscheinung immer mit einem darauffolgenden schrecklichen Sturm wie dem heutigen verbunden ist.“

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich überhaupt nicht bemerkt, dass sich der Wind zu einem derart mächtigen Sturm aufgebaut hatte, so versunken war ich in Deenah's Erzählung gewesen. Und mir gruselte, als ich mich geistig in diese einsamen Gebirgskämme der Erzählung versetzte. Doch Deenah fuhr unbeeindruckt vom Toben des Sturmes fort:

„Auch wird erzählt, dass Aingeal's schönes Haar noch immer wachse. Denn jedes Mal, wenn sie mit Eachann gesehen wurde, war es länger als zuvor. Ja, mittlerweile soll es bereits die mehrfache Länge seines Pferdes haben und in seinem wilden Galopp wie ein Kometenschweif weit oben am Himmel vorbeischweben. Immer jedoch wird es inmitten einer weißen Wolke gesehen. Und ihr ehemals rot-blondes Haar ist nun schwarz wie die Nacht. Wieder andere sagen, dass ihr Haar bis zum Jüngsten Tage wachsen muss, nämlich so lange, bis dadurch das Pferd in endlosen Windungen gänzlich gebunden, strauchelt. Erst dann wird Eachann gemeinsam mit dem toten Körper Aingeal's in den Armen des Teufels ein letztes Mal in den finstersten Abgrund stürzen und ...“

